

„...ich hab gedacht: aah Kind, ne kannst du net, schaffst du net...“ – Der Übergang zur Elternschaft einer alleinstehenden Hartz IV-Empfängerin

Lalena Zizek, Boris Zizek (Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Harvard Graduate School of Education)

1. Fragestellung und Darlegung der heuristischen Folie der Untersuchung

Im folgenden Beitrag, der exemplarisch einen Fall aus dem Dissertationsprojekt Lalena Zizeks herausgreift, geht es erstens darum, die objektiven, also von allen werdenden Eltern zu bewältigenden Probleme des Übergangs zur Elternschaft zu identifizieren und, zweitens, vor dem Hintergrund feststellbarer Potentiale und Ressourcen der konkreten Praxis den Umgang mit der von uns fokussierten spezifischen Lebenslaufkrise nachzuzeichnen. In dem genannten Dissertationsprojekt wurden zu diesem Zweck Interviews während der Schwangerschaft und nach der Geburt erhoben, verschriftet und mit den Verfahren der objektiven Hermeneutik ausgewertet.

Nach einer allgemeinen Darlegung der heuristischen Folie der Untersuchung wird, ergebniszentriert, eine Sequenzanalyse des Anfangs eines Interviews mit einer alleinstehenden Hartz IV-Empfängerin während der Schwangerschaft mit einer zusammenfassenden Fallstrukturhypothese vorgestellt, von der ausgehend dann das restliche Interview und das Interview nach der Geburt ausgewertet werden. Der abschließende Ergebnisbericht dient neben der Differenzierung der oben genannten Fragestellung einer Überprüfung der heuristischen Konzepte für den hier thematischen Gegenstandsbereich ‚Übergang zur Elternschaft‘. Vor allem sollen anhand der vorliegenden Analyse die Aufschlusspotentiale der strukturtheoretischen Familiensoziologie überprüft werden.

Im Lehrbuch ‚Familiensoziologie‘ weisen Paul Hill und Johannes Kopp auf die Vielfalt von Familienformationen mit der Implikation hin, dass Familie nur schwer allgemeinen, also in ihren wesentlichen Implikationen begriffen werden kann. Im Gegensatz zum vorliegenden Ansatz, der Familie von ihrer spezifischen Beziehungsqualität her begreift, gehen sie in ihrer Definition

daher bewusst nicht über eine mehr äußerliche Bestimmung hinaus, die sie als den „gemeinsamen Kern der verschiedenen Definitionsvorschläge“ benennen:

- eine auf Dauer angelegte Verbindung von Mann und Frau
 - mit gemeinsamer Haushaltsführung und
 - mindestens einem eigenen (oder adoptierten) Kind (...)
- (Hill/Kopp 2006, 13)

Auf diese Definition folgt dann eine Differenzierung von Familienformen einmal „aus der Sicht der Individuen“ (ebd. 14) und nach ihren unterschiedlichen Einbettungsverhältnissen in Verwandtschaftsgefüge. Tendenzen gegen eine nur äußerliche Bestimmung von Familie werden greifbar, wenn Hill Kopp anschließend vor allem im Anschluss an Owen Lovejoy auf den Zusammenhang von Familienstruktur und Subjektentwicklung eingehen. Die Familie erweist sich damit durch die sie auszeichnenden „längerfristigen Bindungen“ (ebd. 25) als eine besondere, Entwicklung fördernde Sozialform. Beide Eltern sorgen für die Kinder (vgl. ebd. 25). Weltoffenheit des Menschen und durch die Familie realisiertes Moratorium scheinen sich wechselseitig vorauszusetzen und zu verstärken (vgl. ebd. 26-28).

Uns scheint diese Betrachtung durch die strukturtheoretische Familiensoziologie in der Tradition Ulrich Oevermanns zu einer universalistischen Perspektive auf Familie ausbaubar zu sein, indem

- erstens in der historischen Vielfalt der Familienformen die Gemeinsamkeit dieser anhand der vier von Oevermann in der Nichtsubstituierbarkeit des Personals kumulierenden Strukturmerkmale Leibbasis, Unkündbarkeit, Vertrauen und affektive Bindung (vgl. Oevermann 1996: 113) erfasst werden kann
- und dass die von ökologischen und ökonomischen Faktoren abhängige historische Entwicklung der Familie vor diesem Hintergrund als eine zunehmende Purifikation dieser Strukturmerkmale bzw. als Wegfall sekundärer Motive beschrieben werden kann.

Für die folgende Einzelfallanalyse ergibt sich vor diesem Hintergrund die Frage, welche Aufschlusskraft das strukturtheoretische Konzept für die Rekonstruktion des Übergangs zur Elternschaft hat. Konkret: Welchen Stellenwert hat die strukturtheoretisch differenzierbare Sozialform ‚diffuse Sozialbeziehung‘ bei der Bewältigung einer Lebenslaufkrise?

2. Ergebniszentrierte Darstellung der Sequenzanalyse des Anfangs des Interviews während der Schwangerschaft

Bevor wir mit der Sequenzanalyse beginnen, werden wir die Interviewte kurz vorstellen. Frau H. ist zum Interviewzeitpunkt 34 Jahre alt, sie hat keine abgeschlossene Ausbildung und ist Hartz IV-Empfängerin. Sie lebt allein mit ihrem Hund in einer Plattenbausiedlung in einer Vorstadt. Ihre letzte Beziehung zu einem Mann ist einige Jahre her. Ihre Mutter ist bereits verstorben, zum Vater besteht nur sporadischer Kontakt. Die Interviews fanden kurz vor dem errechneten Geburtstermin und drei Monate nach der Geburt der Tochter statt. Frau H. freute sich merklich über das ihr entgegen gebrachte Interesse. Etwas schwierig war es, sie zum Erzählen zu motivieren. Sie schweifte viel ab und war mehr an einer Unterhaltung und an Zuspruch interessiert.

Die Sequenzanalyse der objektiven Hermeneutik ist ein immanentes Analyseverfahren, so dass die genannten Kontextinformationen im Folgenden zunächst nicht in die Auswertung einfließen.

Interviewerin: „Ähm ja, dann würde ich gern das Interview beginnen oder wäre # so ein bisschen der Reihe nach, wie das war als Sie gemerkt haben, dass Sie schwanger sind“

Die Kombination von nachdrücklicher Zäsurierung der Kommunikation durch das „ähm“, durch das eine Differenz gegenüber sich selbst oder anderen zum Ausdruck gebracht wird, und der folgenden Absenz einer Fortsetzung dieser Differenzkommunikation mit einem zustimmenden „ja“ ist ein erster Hinweis, dass die Interviewerin der werdenden Mutter erstens, indem sie sie also gleichsam führend *an die Hand nimmt*, eine adäquate Situationsinterpretationsfähigkeit abspricht und ihr zweitens diese meint nicht zurechnen zu können, so dass sie die Frau folglich als kognitiv schwach entwickelt auffasst und ihr gegenüber eine Schonhaltung einnimmt.

Diese Lesart wird durch die Bemerkung „der Reihe nach“ bestätigt. Je nachdem, inwiefern sich die Chronologie des Geforderten in der Regel von selbst versteht, tritt erneut ein Misstrauen gegenüber der Fähigkeit der Interviewten hervor, Routinen bzw. Institutionen zu beherrschen. „so ein bisschen“ bestätigt diese Lesart, insofern die Forderung zudem deutlich abgeschwächt wird.

Die Frage fokussiert die Anfangsphase des Aneignungsprozesses der Schwangerschaft. Mit dem „wie“ wird nach dem Modus gefragt. Es werden also nicht primär Fakten, im Sinne objektiver Daten erfragt (wann haben Sie gemerkt?). Das Merken ist die allererste Konfrontation mit etwas.

„...äh, eigentlich“

Der Ausdruck „Äh“ ist ein deutlicher Ausdruck der Irritation, man wird gleichsam auf dem ‚falschen Fuß‘ erwischt. Diese Äußerung kann auch auf eine

generell mangelhafte Selbstkontrolle hinweisen. Mit einem „äh“ lässt sich daher auch scherzhaft eine Überforderung zum Ausdruck bringen.

Der Ausdruck „eigentlich“ leitet eine Äußerung ein, die in den Augen des Sprechers der Wahrheit näher ist, sich etwa von einer *offiziellen Version* emanzipiert: „Eigentlich fand ich das Essen gut, auch wenn sich die meisten beschwert haben“. Die folgende Einschätzung der Anfangsphase des Aneignungsprozesses der Schwangerschaft wird als eine besonders offene eingeleitet, die von existierenden bekannten oder auch angeeigneten Erwartungen abweicht.

„...sehr erschrocken“

Hier gilt es zunächst, die Absenz des Personalpronomens „ich“ zu interpretieren. Gängig wäre der Satz gewesen: „Äh, eigentlich war ich sehr erschrocken“. Durch die Tilgung des Personalpronomens (z.B. „Lieber Peter, komme gerade von Anja, der Kühlschrank ist jetzt geliefert...“) wird ein Vorgang in der Regel entdramatisiert bzw. veralltäglicht.

Diese verkürzte, entdramatisierende Form der Äußerung steht im Gegensatz zu dem Umstand des Erschrockenseins. „Erschrocken“ ist man, wenn einem etwas Unerwartetes widerfährt. Man bemerkt etwa, dass in die eigene Wohnung eingebrochen wurde oder dass man einen wichtigen Termin versäumt hat. Im Augenblick des Erschreckens hat man dabei auf den Gegenstand, angesichts dessen man erschrickt, selbst nur bedingt Einfluss. Selbst wenn man, wie beim versäumten Termin, selbst Verursacher ist, hat das Erschreckende im Augenblick seines Erscheinens den Charakter von etwas, das gleichsam von außen über einen hereinbricht. Außerdem ist das, wovor man erschrickt meist etwas Negatives, das man nicht ohne weiteres bewältigen kann.

Durch das „sehr“ wird das Ausmaß des Erschrockenseins noch gesteigert. Die Schwangerschaft wurde von der Befragten also scheinbar als etwas plötzlich von außen, gleichsam katastrophisch über sie Hereinbrechendes wahrgenommen. Besonders in dieser nochmaligen Steigerung kommt eine vielleicht habituelle Tilgung von Eigenanteilen zum Vorschein, indem Vorgänge, auf die die Frau durchaus Einfluss hat, nach außen verlegt, externalisiert werden. Nicht nur scheint die Schwangerschaft nicht intendiert gewesen zu sein, die Frau hat sich der Schilderung zufolge als am Zustandekommen gleichsam unbeteiligt wahrgenommen. Auf diese Weise entsteht das Bild von jemandem, der mehr durchs Leben getrieben wird als es zu führen, die eigenen Angelegenheiten werden nicht als beeinflussbar in den Blick genommen, sie erscheinen vielmehr plötzlich.

Durch die entdramatisierende, veralltägliche Tilgung des Personalpronomens wird nicht nur den dramatischen Ereignissen Gewicht genommen, auch der eigenen Existenz, die durch diese Vorgänge betroffen ist, wird Bedeutung genommen. Weil man sich selbst nicht wertschätzt, fehlt

einem gleichsam die Initiative, sich für die eigenen Belange entsprechend einzusetzen. In biographischer Perspektive ist zu vermuten, dass eine solche geringe Selbstwertschätzung aus einer geringen Wertschätzung durch andere, insbesondere die Sozialisatoren resultiert.

Diese Fallspezifität im Umgang mit der Realität ist eine denkbar schlechte Voraussetzung für das Elternwerden, das ja wesentlich dadurch geprägt ist, zusätzlich Verantwortung für ein lange Zeit hilfloses, unselbstständiges Leben zu übernehmen. Das Anerkennen von Selbstverantwortlichkeit ist auch eine wesentliche Voraussetzung, um sich zu verändern. Um die Lage zugespitzt zu formulieren, hier wird jemand Mutter, der selbst noch elterlicher Zuwendung bedürfte.

Interviewerin: „aha“

Die Interviewerin reagiert mit einem Ausdruck, der das Erfahren von etwas Neuem, vielleicht Interessantem akzentuiert. Vor dem Hintergrund des inneren Kontexts bringt diese Äußerung wohl auf verstellte Weise Erstaunen und Verwunderung zum Ausdruck.

„...und dachte mir“

Das Sichertwasdenken ist ein relativ entspannter und zuweilen auch souveräner, weil in sich ruhender Vorgang. Das wird an folgender gedankenexperimenteller Kontrastierung noch deutlicher: „Ich dachte, es muss ein Einbrecher im Haus sein“ und „Ich dachte mir, es muss ein Einbrecher im Haus sein“. Letztere Schilderung vermittelt den Eindruck einer mehr gelassenen Betrachtung, die nicht unter bedrängendem Handlungsdruck steht.

Daher passt diese Schilderung nicht zu dem unmittelbar vorangegangenen starken Erschrockensein. Entweder lag kein starkes Erschrockensein vor oder die Schilderung des auf dieses Folgenden ist nicht adäquat.

Im ersteren Fall täuscht die Frau der Interviewerin oder/und sich selbst ein starkes Überraschtsein vor. In diesem Fall möchte sie den Eindruck erwecken, die Schwangerschaft sei unerwartet über sie hereingebrochen. Damit wäre es ein unverschuldetes Erleiden. Im zweiten Fall vermag sie ihre auf das Erschrockensein folgende Reaktion nicht adäquat zu schildern. Sie importiert eine Redefigur gelassener, souveräner Reflexion. Damit bewertet sie in Retrospektive ihre Reflexionstätigkeit über und vermag daher nachträglich nicht, ihren Umgang mit der Realität angemessen zu beurteilen. Sie schreibt sich hier eine überlegene Reflexionspraxis zu, was mit ihrer unkontrollierten Lebensgestaltung aufs stärkste kontrastiert. Aus diesem Widerspruch zwischen realer Beherrschung der Situation und übersteigter Selbstwahrnehmung entsteht der Eindruck eines kindlichen Subjekts, das Realität und Selbstbild nur unzulänglich zu vermitteln vermag.

Diese beiden Lesarten schließen sich überdies nicht unbedingt aus, sie können als Aspekte derselben Praxis gelesen werden. Die Frau kann ihrem Handeln die Zügel lassen, also abspalten, sich und anderen in der Folge die Resultate dieses Handelns als Schicksalsschläge, sich selbst als tapfer Erduldende präsentieren, womit auch ihre Selbstdarstellung als souveräne Beurteilende vereinbar wäre. Als solche kommt sie auch dem Vorwurf bloßer Irrationalität zuvor.

3. Fallstrukturhypothese

Die Befragte weist auf der Handlungsebene Abspaltungstendenzen auf, denen gleichsam komplementär auf der Deutungsebene eine Selbstexkulpation gegenübersteht, so dass die Folgen ihres Handelns als von außen unverschuldet und katastrophenartig über sie hereinbrechend geschildert und wohl auch so erlebt werden. Zudem spricht sie sich auf der Deutungsebene eine überlegene Reflexionspraxis zu, was der Entstehung eines Problembewusstseins im Wege steht und zur Immunisierung gegenüber Selbstkritik beiträgt. Diese Deutung lässt es nicht unwahrscheinlich erscheinen, dass bei der Frau ein latenter, nicht reflexiv angeeigneter Kinderwunsch vorlag.

Vor diesem Hintergrund verwundert nicht, dass sie sich nicht vorgängig mit Elternschaft auseinandersetzt. Sie lässt die Dinge geschehen und schaut dann mit den Augen gedachter anderer darauf erschrickt also nur gleichsam gedanklich, sich selbst dabei gleichsam aus dem Spiel nehmend.

...“oh je Sozialempfängerin kein Geld also Harz IV, ...“

Die Urteile anderer hat sie sich nicht zu eigen gemacht, sie werden nachträglich, wenn gleichsam *alles gelaufen ist*, äußerlich appliziert. Daher jenes relativ gelassene „und dachte mir“. Und da sie sich damit exkulpiert, besteht für sie – betrachtet man die Deutungsebene - keine Rechtfertigungsproblematik.

4. Das gesamte in der Schwangerschaft geführte Interview

Die Fallstrukturhypothese bestätigt sich wenige Zeilen später auf dramatische Weise. Auf die Frage nach dem leiblichen Vater des Kindes erzählt Frau H. zunächst:

„...Jaaa (F: atmet durch), wie gesagt, er hat mich sitzen lassen...“

Interviewerin: „... aja, ok.

F: Das war halt#

Interviewerin: ...und der# dem haben Sie quasi gesagt, ich bin schwanger und dann ist errr # hat er sich nicht mehr...blicken lassen oder?“

F:“ Ja, ja, ...“

Doch auf weitere Nachfrage, wie lange sie ihn kannte, ändert sie plötzlich die Darstellung:

(F: atmet tief aus) „...es war so eher so wie sacht man`s one-night-stand-„

Interviewerin: „...mhm, ok“

F: „... aus Versehen. So bin ich normaler Weise nicht.“

Nach der Darlegung des tatsächlichen Verlaufs, der erst auf Nachfrage nachgereicht wird, vollzieht Frau H. mit „aus Versehen“, den Hinweis auf die Nichtintendiertheit des Vorgangs, also ihre Selbstexkulpation und mit dem anschließenden „Das auch noch“ präsentiert sie sich als *leidgeprüfte Duldnerin*.

Die Ressourcen, die der Befragten für die Bewältigung zur Verfügung stehen, lassen sich mit Pierre Bourdieus Kapitalbegriff in eine übersichtliche Form bringen (vgl. Bourdieu 2009). Als Hartz IV-Empfängerin verfügt die Frau über ein geringes ökonomisches, als nur angelesene Gärtnerin über ein geringes inkorporiertes kulturelles Kapital. Die einzige Kapitalsorte, die einen positiven Ausschlag zeigt, ist das soziale Kapital. Zwar fallen der leibliche Vater und die Eltern als Unterstützung aus, doch „Freundinnen“ haben ihr Hilfe zugesagt, die sich jedoch als besorgte Nachbarinnen entpuppen. Schon von diesem kapitaltheoretischen Blick aus ist es also nicht besonders verwunderlich, dass nach der Schilderung des Falles der Frauenarzt, das Jugendamt und nach der Geburt die Krankenschwestern, die das Jugendamt einschalten wollten, ihrer Schwangerschaft allerdings sehr skeptisch gegenüberstehen, ein Umstand, den sie selbst gar nicht nachvollziehen kann. Ihre Deutung des Handelns der Krankenschwestern zeigt verdichtet eine selbstexkulpierende Bewegung. Zunächst nennt sie zögernd die Begründung für die Reaktion der Krankenschwestern, um dann eine radikale Umdeutung der Schuldfrage vorzunehmen.

„...weil ich misch halt net so sie um sie, die ham den Fehler gemacht sie ham se mir net gleich gegeben“

Mehrmals betont sie ihre geringe Belastbarkeit aufgrund zweier Bandscheibenvorfälle, ihrem Übergewicht und ihrer Angst vor Schmerzen, weswegen sie das Kind später nur wenig zu tragen bereit sein wird und den Gang ins Krankenhaus wegen Überfälligkeit nur auf Druck einer Freundin in Angriff nimmt.

Wie schon im gespaltenen Verhältnis zur Sexualität kommt im Zusammenhang der Thematisierung des Stillens ihr problematisches Verhältnis zu ihrer Leiblichkeit schon im ersten Interview zum Ausdruck:

„Weil ich bin nicht der Mensch, wo draußen die Brust auspackt“

Neben der Kapitalstruktur und der Leiblichkeit ist die Beziehungspraxis eine weitere mögliche Ressource zur Bewältigung des Übergangs. Doch zu einer 8 Jahre dauernden Beziehung, die sie mit einem

Mann hatte, merkt sie schließlich an, dass sie nicht zusammen gewohnt hätten, also keine dauerhafte Nähe realisieren konnten. Eine solche ist jedoch den Strukturmerkmalen diffuser Sozialbeziehung zufolge ein wesentliches Moment der Realisierung einer flexiblen familiären Praxis.

Ihre Vorstellungen von Mutterschaft bleiben mehr abstrakt schematisch und wirken kaum individuiert und situationsbezogen angeeignet. Folgende Äußerung erinnert entsprechend erstens mehr an eine Zeile aus einem Schlager und zweitens fällt die Frau bereits im nächsten Satz von dem individualisierenden „ihr“ ab:

„Jah (.) ich werd der ihr vor allem meine ganze Liebe und alles geben was es halt braucht“

Mit dem „es halt“ wird das vorgestellte Kind im selben Satz wieder in die Ferne gerückt. Es liegt also eine Kombination von verkitschender Überakzentuierung und schnell abfallender Intensität der vorgestellten Beziehung vor.

Dass sie im selben Block aufgewachsen ist, in dem sie nun seit „fast dreißig Jahren“ wohnt, weist auf eine geringe Mobilität hin. Und sie entwickelt auch in Bezug auf die bevorstehende Mutterschaft keine Initiative fördernden Utopien:

„Ja wenn die mal dann größer ist und ihr eigenes [Zimmer] braucht, schlafe ich halt hier, nh. Was soll ich machen“

Ihre Perspektive auf die Zukunft ist allgemein kurz, geht kaum über den unmittelbaren Alltagsablauf hinaus.

Interviewerin: „und wie stellen Sie sich das vor mit Baby?“

„...Aja gut, es wird en ganz schön Umstellung werden. Das weiß ich. Es wird nicht einfach werden, aber muss da halt (.) schon mit ihm hier, ein bisschen Kompromiss finden,nh. Ich will sie halt immer, wenn ich mit ihm gehe, wickeln, füttern bevor ich raus gehe, alles. [...] Große Runde, da verzicht ich mal drauf“

Sowohl die Ressourcen als auch die Auseinandersetzung mit dem Übergang zur Mutterschaft haben sowohl auf der Handlungs- als auch auf der Deutungsebene eine wohl kaum steigerbare Reduktion möglichen Spielraums gemein. Die Freundinnen, ihr einziges soziales Kapital, können lediglich das Kollabieren dieser Praxis verhindern, indem sie sie etwa dazu drängen, ins Krankenhaus zu gehen.

Und wenn die werdende Mutter beiläufig die sich mit der Schwangerschaft erfüllende Sehnsucht benennt „Endlich mal was, was mir gehören kann“, dann kann für das sich im Sozialisationsprozess im Normalfall notwendig zunehmend ablösende Kind wohl nur eine negative Prognose gestellt werden, zumal ihr selbst die symbiotische Abhängigkeit ihres Hundes,

die sie in diesem Kontext als Kontrast nennt, nicht ausreicht, weil „er lebt ja sein eigenes Leben, er weiß ja auch was er will“.

5. Das Interview nach der Geburt

Auch nach der Geburt setzt sich die kurze Perspektive der Mutter fort, was für den hohen Härtegrad ihrer Fallstruktur spricht. Im Grunde habe sich nichts wesentlich verändert.

„Ja morgens füttern, wickeln wenn sie anfängt zu nörgeln [...] dann wickel ich se oder wickel sie erst, dann flasche, dann leg ich se hier hin, wenn ich Haushalt mache muss mach ich des halt, ansonsten gibt`s nichts Neues“

Die Beziehungspraxis zu ihrer Tochter zeichnet sich durch undialogische, feste und meist negative Zuschreibungen aus, was einer vom Kind mit gestaltbaren, dynamischen Kommunikation im Wege steht:

„I: Is aber ne ganz friedliche oder F: Ooch die kann auch ganz schön anderst“ / F: „Was`n los? Wo willst du schon wieder hin?“ / F: „Nö aber beschäftigt, die will immer Beschäftigung“ / F: „Wo guckst du schon wieder hin hm?“

Sie spricht ihre undialogische, unempathische Haltung und die daraus resultierenden Probleme selbst, wenn auch ohne Problembewusstsein, an:

Zum Anfang „da wusst ich halt 2 Wochen nicht was ich mit ihr, die hat nur geblärrt und ich wusst nich was ich machen soll“ / „Ich konnt irgendwie net so aus mir raus“ .

Die einzige ihr zur Verfügung stehende Deutungshypothese für Unwohlsein des Kindes ist entsprechend eindimensional Hunger:

„Ja, ich hab se dann immer wenn se geschrien hat, gefüttert halt ne“

Glück bedeutet für sie, wenn das Baby ruhig ist und schläft. Aber sie scheut sich auch nicht, es „plärren“ zu lassen, wenn sie es wegen ihrer Rückenschmerzen nicht ins andere Zimmer mitnehmen kann oder auf dem Balkon rauchen geht. Ihre temporäre Enthemmtheit kommt auch in diesem Plärrenlassenkönnen und ihrer heftigen Retrospektive darauf zum Ausdruck:

„da bist du immer am plärren. Wie abgestochen ne? Jaja“

Als eine weitere gewaltige Einschränkung ihres Handlungsspielraums und ihrer Flexibilität nach der Geburt stellt sich ihr problematisches Verhältnis zu ihrer Leiblichkeit heraus. Sie nähert sich der Neugeborenen mehrere Tage lang nicht,

„weil ich so gerochen hab unten rum. Dieser Wochenfluss“

Hier kann von einer stark einschränkenden, weil selbst verurteilenden Schamproblematik gesprochen werden, die sie auch auf ihr Kind appliziert:

„Dreckfinger hat se“/ „Ist das normal, dass Babys immer nach Pippi riechen“

In dieser Schamproblematik scheint sich die leibliche Bedürftigkeit nur in temporären, ausbruchsartigen Enthemmungen Bahn brechen zu können.

6. Fazit

Die Reduktion des Spielraums sowohl auf der Handlungs- als auch der Deutungsebene setzt sich auch nach der Geburt in der unflexiblen, unempathischen Beziehungspraxis mit dem Kind fort. Auf diese Weise kommen der Mutter die objektiven Probleme dieses Übergangs nur in Oberflächenerscheinungen und ohne Problembewusstsein zu Bewusstsein. Bei der Rekonstruktion der objektiven Probleme des Übergangs fällt also auf, dass diese in der Reflexion kaum als solche thematisiert werden, was ein Moment der Spezifität der Fallstruktur ist. Die Unauffälligkeit der objektiven Probleme in der Schilderung des Übergangs, so eine erste Feststellung, ist also keinesfalls ein Zeichen für ihre gelungene Lösung. Auch das macht den vorliegenden Fall besonders instruktiv. Die hier thematischen objektiven Probleme bestehen unabhängig von ihrer reflexiven Realisierung durch die werdenden Eltern.

Ein sich bei diesem Fall besonders folgenreich auswirkendes objektives Problem dieses Übergangsprozesses ist die gesteigerte und vollkommen neue Konfrontation mit der eigenen Leiblichkeit, die hier zu einer erheblichen Störquelle für die Aneignung der neuen Situation wird.

Aufgrund ihrer Situation als Hartz IV-Empfängerin und der Absenz einer Partnerschaft kommt das Problem der Neuorganisation der Lebensbereiche Beruf und Familie (bzw. Partnerschaft) kaum zum Vorschein. Eine *Karrierefrau*, um das zu kontrastieren, müsste sich, wenn sie dem Kind entsprechend Zeit widmen wollte, neu und eben auch über das Kind definieren, also die Lebensbereiche in ihrem Selbstkonzept neu gewichten. Das zweite objektive Problem ist die eine Identitätstransformation implizierende Neugewichtung der Lebensbereiche. Frau H. hingegen merkt an, dass sich eigentlich nichts verändert hat, was aber eben Ergebnis radikaler Krisenvermeidung ist.

Das dritte Problem entsteht durch die dauerhafte Präsenz einer stark zuwendungs- und deutungsbedürftigen Subjektivität. Das Problem fordert erstens im Sinne einer Aufgabe eine hohe Flexibilitäts- und Diffusitätsbereitschaft ohne die gleichzeitige Erwartung einer entsprechenden Gegenleistung in der Zukunft.

Die Ressourcen, die der werdenden Mutter bei der Bewältigung des Übergangs zur Mutterschaft zur Verfügung standen, wurden unter anderem mit Bourdieus Kapitalbegriff erfasst. Es stellte sich heraus, dass sich hier beinahe ausschließlich negative Aussagen machen ließen. Lediglich bezüglich des sozialen Kapitals konnten „Freundinnen“ positiv zu *Buche schlagen*, die jedoch mehr wie aufmerksame Nachbarn vor allem Extreme wie den verspäteten Gang ins Krankenhaus abwenden. Man kann an dieser Stelle sagen, dass sich der Kapitalbegriff Bourdieus für die Untersuchung der vorliegenden Fragestellung eignet, insofern er eine Prognose des Gelingens erlaubt und diesbezüglich eine Vergleichbarkeit mit anderen Fällen gewährleistet.

Für die Betrachtung der Bewältigung der Anfangsphase nach der Geburt stand die Qualität familiärer Beziehungspraxis im Mittelpunkt, die mit der strukturtheoretischen Familiensoziologie differenziert wurde.

Wollte man abschließend diese beiden Konzepte hinsichtlich ihrer heuristischen Funktion betrachten, dann scheint die strukturtheoretische Begrifflichkeit eine rekonstruktive Mikroanalyse vorhandener familiärer Beziehungspraxis zu unterstützen, während die Bourdieusche Kapitaltheorie mehr äußerliche Indikatoren im Sinne von Rahmenbedingungen für Bewältigung erfasst.

Literatur

- Bourdieu, P. 2009. „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“. In: H. Solga, J. Powell, P. A. Berger (Hg.), *Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*. Frankfurt - New York: Campus Verlag, 111-127.
- Hill, P., Kopp, B. J. 2006. *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: Vs Verlag.
- Oevermann, U. 1996. „Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns“. In: A. Combe, W. Helsper (Hg.), *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 70-183.
- Zizek, L. 2014. *Von der Partnerschaft zur Elternschaft – Elternwerden als Lebenslaufkrise*. Mainz, Diss.